

Erscheint jeden Mittwoch.  
Preis jährlich 3 Rubel  
mit Übersendung.

# Allemens

Adresse: Саратовъ, типо-  
литографія Г. Х. Шель-  
горнъ и К<sup>o</sup>.

**Inhalt.** Leben des hl. Martinus, Bischofs und Bekenners.—Die Arbeit im christlichen Sinne.—Kreuz und Halbmond.—Das Eigentum.—Ein Dienstmädchen.—Korrespondenz. —Preßstimmen.—Aus Welt und Kirche.—Allerlei.—Ankündigungen.—

## Leben des heiligen Martinus,

Bischofs und Bekenners † 11. November 401.

(Fortsetzung.)

Von dieser Stunde an sagte Martinus dem Kriegsdienste Lebewohl. Darauf suchte er den hl. Bischof Hilarius auf, dessen Verlässigkeit in göttlichen Dingen damals für erprobt und erwiesen galt, und verblieb einige Zeit bei ihm. Es suchte aber Hilarius den jungen Mann durch die Weihe zum Diakon enger an sich zu ziehen und ihn für den göttlichen Dienst zu binden. Da aber dieser oft und oft widerstand und seine Unwürdigkeit entgegenhielt, erkannte der Mann höheren Geistes, es gebe nur ein Mittel, Martinus dauernd zu gewinnen, nämlich die Auflegung eines Dienstes, dessen Beforgung Schmach und Unbill nicht ausschließe; er legte ihm daher das Exorcistat (die dritte der vier niederen Weihen) nahe, eine Weihe, welche Martinus nicht zurückwies, um nicht ein Verächter dieser Ordinationsstufe als einer niederen zu scheinen. Nicht lange darauf erhielt er im Schlafe die Mahnung, sein Vaterland und seine Eltern, welche noch das Heidentum gefangen hielt, in heiliger Sorge zu besuchen, und schickte sich mit Genehmigung des hl. Hilarius, der ihm unter vielen Bitten und Thränen das Versprechen der Rückkehr abgenommen, zur Reise an. Traurig, wie er sagt, trat er diese Wanderung an und versicherte seinen Mitbrüdern, daß er viel Ungemach erdulden würde, ein Wort, das in der Folge die Erfahrung bestätigte. Das erste war, daß er sich mitten in den Alpen verirrt und unter die Räuber fiel. Als hier einer sein Beil schwang und gegen Martins Haupt einen Schlag führen wollte, hielt ein zweiter die Rechte des Schlagenden; doch band man ihm die Hände auf den Rücken und übergab ihn einem zur Beobachtung und Ausplünderung. Dieser führte ihn weiter abseits und fing ihn zu fragen an, wer er denn sei. Martinus antwortete, er sei ein Christ. Der Räuber fragte ihn auch, ob er sich fürchte. Da erklärte er ohne das geringste Zagen, niemals sei er so sicher gewesen, weil die Barmherzigkeit des Herrn, wie er wisse, besonders bei Prüfungen nahe sein wolle, er sei mehr um ihn besümmert, weil er, das Räuberhandwerk treibend, der Barmherzigkeit Christi unwürdig sei. Und er fing ein Gespräch von der frohen Botschaft an und predigte dem Räuber das Wort Gottes. Der Räuber glaubte, begleitete Martinus und zeigte ihm den rechten Weg mit der Bitte, seiner vor dem Herrn zu gedenken. Derselbe zeigte sich später als einen heiligmäßigen Mann, so daß vorstehende Erzählung als aus dessen eigenem Munde gehört mitgeteilt wird.

Wie er nun in Geist und Herz es festgesetzt, so that er auch: er erlöste seine Mutter vom Irrwege des Heiden-

tums, indes der Vater im Unglauben verharrte. Mehrere jedoch rettete er durch sein eigen Beispiel. Von da wandte sich Martinus wieder nach Italien. Es hatte nämlich die arianische Ketzerei, \*) wie auf der ganzen Erde überhaupt, immer mehr Anhänger gefunden, infolgedessen Martinus fast ganz allein den heftigsten Kampf führte und schon viele Strafen hatte ausstehen müssen; so ward er staatsgesetzlich mit Nutzen gepeitscht und schließlich des Landes verwiesen. — Und da er zur Kenntnis gebracht, daß auch in den gallischen (französischen) Landen durch den Weggang des hl. Hilarius, den die Ketzer in ihrer Macht zur Verbannung gezwungen, die Kirche in Unruhe und Verwirrung sei, gründete er sich ein Klosterlein in Mailand. (D. h., er nahm sich eine einsame Wohnung, wo er zurückgezogen wie in der Klausur lebte). Auch hier verfolgte ihn Augustinus, der Fürst und Meister der Arianer, auf das heftigste, überhäufte ihn mit Unbilden und trieb ihn aus den Stadt. Nun glaubte Martinus den Umständen weichen zu sollen. Er begab sich auf eine einsame Insel, die sogenannte Hühnerinsel, in Begleitung eines tugendreichen Priesters. Hier lebte er eine Zeitlang von Kräuternurzel. Da nahm er einst unter seine Nahrung Nieswurz, was ein giftiges Kraut sein soll. Als er, beinahe schon am Rande des Grabes, die Wirkung des in seinen Eingeweiden wütenden Giftes merkte, beseitigte er die drohende Gefahr durch Gebet, und sofort verlor sich aller Schmerz.

Nicht lange darnach erfuhr er, dem hl. Hilarius sei infolge geänderter Gesinnung des Herrschers die Rückkehr nach Gallien verstattet worden. Er suchte ihn daher noch in Rom zu treffen und machte sich auf den Weg zur Stadt. Hilarius war aber bereits an Rom vorüber, und so folgte ihm denn Martinus auf dem Wege nach. Er ward von jenem auf das liebevollste aufgenommen und baute sich unweit der Stadt ein Klosterlein. Um diese Zeit schloß sich ihm ein Mann an, der noch Katechumen (ein zur Taufe sich vorbereitender Erwachsener) war, mit dem Wunsche, beim Heiligen in die Schule des christlichen Lebens zu gehen. Nach wenigen Tagen befahl ihn eine Schwäche, und er litt an starkem Fieber. Martinus war damals gerade fort, und da er drei Tage lang ausblieb, fand er heimgekehrt den entseelten Leib. So plötzlich war der Tod gewesen, daß der Kranke ohne Taufe aus der Welt ging. Der Leichnam, in der Mitte der Zelle liegend, ward häufig besucht von der trauervollen Liebe der betrübten Brüder, als Martinus unter Thränen und Klagen herbeieilte. Da nimmt sich der Heilige aus voller Seele zusammen, läßt die übrigen aus der Zelle gehen, in welcher der Leichnam lag, schließt die

\*) Diese Ketzerei stammt von Arius (anfangs des 4. Jahrh.) und besteht in der Leugnung der Gottheit Jesu Christi.

Thüre und wirft sich auf die starren Glieder des verstorbenen Bruders. Als er eine gute Zeit dem Gebete obgelegen hatte, merkte er, daß der Geist des Herrn ihn mit Wunderkraft durchdröme. Dann richtete er sich etwas auf, schaute unverwandten Blickes in des Verstorbenen Angesicht und wartete ohne Zagen auf die Wirkung seines Gebetes und der Baraherzigkeit des Herrn. Und kaum waren zwei Stunden vergangen, so sieht er, wie der Verstorbene allmählich mit allen Glieder sich bewegt und mit den erschlossenen Augen zuckt. Da wandte er sich mit mächtiger Stimme zum Herrn und erfüllte mit seinem Dankesjubel die Zelle. Als ihn die Leute vor der Thüre hörten, stürzten sie sofort hinein. Und wunderbares Schauspiel! Sie sahen am Leben, denn sie als Leiche verlassen hatten. So dem Leben wiedererwehnt, erhielt er sogleich die Taufe, lebte darauf noch mehrere Jahre und war bei uns die erste Person, welche den Wunderkräften des Martinus als Zeugnis diente.

Als er nicht lange darauf an dem Landgute eines in den Augen der Welt angesehenen Mannes, Lupicinus mit Namen, vorüberging, dringt trauervolles Geschrei einer wehklagenden Menge an sein Ohr. Er ging bekümmerten Herzens hinzu und fragte, was dies für ein Weinen sei. Da teilt man ihm mit, ein junger Mann aus dem Dienstpersonal habe sich erhängt. Hierauf geht er ins Leichenzimmer, heißt alles Volk hinausgehen, legte sich über den Leichnam und verblieb eine ziemlich lange Zeit im Gebete. Bald kommt der Tote wieder Lebensfarbe, indes die Augen noch matt waren; er richtet sich aber gegen das Angesicht des Heiligen auf, versucht langsam, aber mit Anstrengung aller Kräfte aufzusteigen, ergreift des Heiligen Rechte und stellte sich auf die Füße; und so geht er mit ihm bis an die Hauschwelle, wo alles Volk ihn sah.

(Fortsetzung folgt.)

### Die Arbeit im christlichen Sinne.

Edem belebten Wesen ist Thätigkeit so eigentümlich, daß man es sich ohne dieselbe gar nicht denken kann. Auch der paradiesische Mensch war schon auf Thätigkeit, als seinen Beruf von Gott selbst hingewiesen: „Gott setzte ihn in den Lustgarten, daß er ihn bebaue und bewahre.“ Das soziale Gesetz der Arbeit ist ein göttliches Gebot. Die Arbeit an sich ist also nicht eine Folge und Strafe der Sünde. Wohl verlor durch diese die Arbeit ihre befestigende Kraft, sie wurde zu einem Joch, indem von da an die Arbeit eine sorgenvolle, ermattende und aufreibende Mühe wurde, der sich die mit dem Fluche beladene Erde gleichsam widersetzt und nur widerstrebend fügt. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Die Erde sei verflucht in deinem Werke! Dornen und Disteln soll sie dir tragen!“ In diesen beiden Worten ist die doppelte Veränderung der Arbeit deutlich bezeichnet. Was hier zunächst von der Landarbeit gesagt ist, das gilt für jede menschliche Thätigkeit. Keinem Stande, keinem Berufe, keiner Lebensstellung ist diese Mühe der Arbeit erspart. In allen Werkstätten, über und unter der Erde ist schwere Mühsal an die menschliche Thätigkeit geknüpft, und man erkennt sie ebenso wohl an den Schwielen des Tagelöhners und Altkörners, wie an dem schwächlichen, erschöpften Körper des Gelehrten.

Die Erfindungen, welche der menschliche Geist im Laufe der Zeit erdunnen hat, vermochten diese Mühe nicht überall zu heben, und wo dies dennoch der Fall war, da haben sie vielfach die Arbeit nur noch eintöniger und trostloser gemacht.

Auf jeder Arbeit liegt weiterhin eine Art von Fluch, wodurch dem Menschen die Freude an der Thätigkeit gar oft verleidet wird. So mancher arbeitet eunig und unverdrossen vom Morgen bis zum Abend, ja die Nachtstunden nimmt er noch zu Hilfe; er ist ehrlich, mäßig und sparsam. Dennoch kommt er nicht voran; es ist ein Mißgeschick, das er nicht beschwören kann. Sein mühevolltes Thun hat oft nur einen spärlichen Erfolg oder ist mit gänzlicher Unfruchtbarkeit geschlagen. Es sind die Elemente, oder Kriegszüge, oder Seuchen, die das Werk seiner Hände zerstören, oder es treten Wechselfälle im Handel und Verkehr ein, oder es trifft ihn irgend einer der unzähligen Unfälle, die gleich Disteln und Dornen der Arbeit des Menschen Trost bieten. Sollte es auch einstens möglich sein, aller Arbeit das Mühevollte und Aufreibende durch entsprechende Erfindungen zu nehmen: dieser Fluch ist durch Menschenwitz nicht zu tilgen.

Aber immerhin vermögen diese Umstände dem inneren Wert und der Bedeutung der Arbeit keinen Abbruch zu thun. Das haben die Völker der Urzeit klar erkannt. Die ersten und glorreichsten Seiten in der Geschichte der alten Welt geben uns Kunde, wie bei jenen Völkern, deren Wurzel in die Sage zurückreicht, die Arbeit geehrt war und geübt wurde. Sie wurde für jene eine Quelle des Reichthums. Der Reichthum aber erzeugte den Luxus. Dieser führte zur Verweichlichung, zum Müßiggang, zur Sittenverderbnis. Die Arbeit wurde verächtlich und den Schultern der Sklaven aufgebürdet. Die Völker gingen ihrem Verfall entgegen. Athen und Rom sind geschichtliche Zeugnisse dieser Entartung. Zur Zeit, da Christus auf die Welt kam, wurde die Arbeit als etwas betrachtet, was eines freien Mannes unwürdig sei. Die Arbeit und der Sklave waren in ganz gleicher Weise ein Gegenstand der Verachtung. So war es auch in dem heidnischen Deutschland und in Indien. Die Arbeit wurde als ein Joch aufgefaßt, das nun auf die Schultern der Weiber und Unfreien geworfen wurde. Man muß staunen, wenn man die Aussprüche der berühmtesten Philosophen vernimmt, die der Arbeit spotten und sie verachten. „Die Feldarbeiter und Handwerker,“ schreibt Plato, „sind der Fähigkeit, sich selbst zu erkennen, beraubt; darum erachtet man ihr Gewerbe als elend und schmutzig, folglich als eines achtbaren Mannes unwürdig.“ Aristoteles erklärt, daß ihr Leben, ihr Dasein ein gemeines sei, daß sie selbst unfähig der Tugend seien. Cicero jagt: „Der Sklave allein soll arbeiten; denn ein Handwerker ist ein elender, schmutziger Mensch; in die Werkstätten geht die Tugend nicht ein. Die Arbeit der Handwerker ist unedel. Die Arbeiter und Verkäufer bilden die Pese der Stadt.“ Xenophon schreibt: „Die Handarbeiten entstellen den Körper.“

Erst durch den Stifter des Christentums erhielt die Arbeit und der Arbeiter wieder eine höhere Weihe. Sein ganzes Leben trug die Sinnbilder der Lasten der Arbeit. Seine heilige Mutter stellte er unter den Schutz eines Handwerkers und vermählte sie, die Tochter der alten Könige, unaufsätzlich mit der Arbeit. Sein Jugendleben, sein Lehramt waren reich an mannigfaltiger Thätigkeit. Aus dem Stande der harten Arbeit wählte er seine Boten, und am Kreuze rief

er als ein Arbeiter, der Unermüßliches gethan, nun aber erschöpft war: „Es ist vollbracht!“

Das Christentum machte den Sklaven und mit ihm die Arbeit frei. Doch durfte diese Befreiung aus Sklavenbanden nicht plötzlich erfolgen. Ehe man die Sklaven wieder zu freien Menschen machte, mußten sie erst wieder zu Menschen gemacht werden. Dies geschah durch die Erklärung der Gleichberechtigung dieser Geschöpfe in der christlichen Gemeinschaft. Freien und Sklaven öffneten sich gleichermaßen die Pforten der Tempel und die Schätze der Gnade. Da gab es keine Ansehung der Würde und des Besitzes; das Wasser der Taufe machte alle zu Brüdern und zu Kindern eines Vaters. Durch all die Jahrhunderte der Kirche läßt sich dieses Ringen nach Befreiung der Sklaven deutlich nachweisen. Mit dieser wurde auch die Arbeit selbst wieder frei und ehrenvoll. Das Christentum verurteilte den Müßiggang. Die Arbeit verlor den Stempel der Schande. Wohl ist sie Buße für die Sünde, aber dem durch die Sünde geschwächten und zum Bösen geneigten Willen zugleich ein Schild gegen die Versuchung und eine Arznei zur Erstarbung seiner sittlichen Natur, Übung aller Tugenden und Schule der Heiligung, Unterpfand reichlichen Gotteslohnes und Quelle des Friedens, der Ehre und der Freude. G.

### Kreuz und Halbmond.

Der Fall Konstantinopels.

(29. Mai 1453.)

**W**er könnte all die Sorgen aufzählen, welche die Türken Europa im Laufe der Jahrhunderte verursacht haben? Und immer will das Ende von diesen Plagen noch nicht kommen. In der letzten Zeit haben die Beherrscher der Länder sich größtenteils mit Angelegenheiten beschäftigt, welche von den Anhängern Muhammeds hervorgerufen worden sind. In jeder Zeit war es schwierig, mit denselben fertig zu werden, wenn auch aus verschiedenen Gründen. In den Zeiten des Mittelalters war es die Macht der Türken, die anderen das Dasein verbitterte; jetzt, wo von jener Bestimmung nur der Schatten übrig geblieben ist, haben viele dennoch davon zu leiden, sind Tausende von Menschen hingejachtet worden, ohne daß den Thätigern die Möglichkeit benommen ist, auch in nächster Zukunft das blutige Schauspiel zu erneuern. Wir wollen hier nun einige Züge aus der allgemeinen Geschichte folgen lassen, in welchen das Ringen des Kreuzes mit dem Halbmonde zur Genüge hervorleuchtet, den Sieg aber schließlich das Christentum davongetragen hat. Beginnen wir mit dem traurigen Untergange des griechischen Reiches.

Im Jahre 1355 gingen die Türken aus Asien nach Europa über. Alsbald wurde die Stadt Gallipoli eingenommen, und schon 1360 machte der Sultan Murad Adrianopol zur Hauptstadt seines Reiches. Sein Vorfahr, der Emir Urchan (1326—1366,) hatte es verstanden, das Reich mächtig zu machen. Das hatte er erreicht durch die Einführung eines stehenden Kriegsheeres; denn auf die wilden Ritterhorden konnte Urchan nicht viel bauen. Sie waren zwar zu gebrauchen, um ein Land zu zerschellen, aber nicht, um dauernd zu behalten. Daher befahl er, 20,000 Türken anzuführen, die er zu beständigen Soldaten heranbilden ließ und ihnen einen kleinen Lohn zahlte. Jedoch diese wurden übermäßig und unruhig. Da erzielte der Bruder des Emirs letzterem einen sehr bösen Rat. Er schlug vor, aus gewaltsam befehleten Christenkindern eine neue Truppe zu bilden. Und dieser Plan wurde ausgeführt. Mit blutigem Herzen mußten die Christen lange Zeit leiden und zusehen, wie so mancher christliche Knabe mit Gewalt den Armen seiner Eltern entrißen wurde, um im türkischen Unglauben erzogen zu werden. Anfänglich hob man 1000 Christenfinder aus, später aber nahm man alle fünf Jahre von je zehn Christenkindern eines. Dabei wurden nur die ausgewählt, die Kraft und Fähigkeiten aufwiesen und durch ihre Schönheit ins Auge fielen. Die Zeit der Aushebung war

für die Christen immer eine Zeit der Trauer und des Wehgeschreies. Wie sie sich auch wehrten, die Kinder wurden ohne Erbarmen fortgeschleppt, mit einem roten Rocke und einer Mütze von derselben Farbe bekleidet und dann den Türken übergeben, damit sie deren Sprache und Religion erlernen und sich an harte Arbeiten gewöhnen sollten. Manche wurden auch gleich in den Palast des Sultans aufgenommen. Nach Ablauf einer bestimmten Zeit wurden alle beschritten und dann in die Kasernen verteilt. Dort sollten sie lesen und schreiben lernen, sich im Gebrauche der Waffen üben und an strenge Zucht, Entbehrung aller Art und Unterordnung gewöhnen. Die Fähigsten erlangten dann die höchsten Staatsämter, wurden Söhne des Sultans, der ihnen Nahrung und Kleidung gab. Heiraten durften sie nicht. Ihre Lösung in der Schlacht war nur entweder Sieg oder Tod. Die minder Fähigen blieben einfache Soldaten. Sie nannten sich untereinander Brüder. Als der Emir Urchan von dem Derwisck (=türkischer Mönch) Begtasch sich einen Namen für die neuen Truppen erbat, legte dieser den Armen seines Hülfsanteils auf den Kopf des Vordersten und sprach: „Ihr Name sei „die neue Truppe,“ türkisch „Janitscherei,“ daher der Name „Janitscharen.“ In diesen Janitscharen bestand die Hauptmacht der Türken. Mit dieser Heereseinrichtung eroberte Urchan eine Festung nach der anderen. Und schon „dachte er Tag und Nacht daran, auf welchem Wege er das schöne Land der Griechen erobern und mit seinem Reiche vereinigen könne.“ Jedoch währte es noch ein ganzes Jahrhundert, bis die Hauptstadt des griechischen Reiches in die Hände der Türken fiel. Vielen Schrecken haben die Türken den Griechen verursacht. Es wäre aber die Gefahr in Konstantinopel nicht so groß gewesen, wenn dort Einigkeit geherrscht hätte. So aber wurde das Reich durch Uneinigkeit, Zwietracht und Verschwörungen aller Art im Innern sehr geschwächt, ja zu einem aushaltenden Widerstande gegen die Türken unfähig gemacht. Als die Türken im Jahre 1452 unter Murad I. Sofja, einen sehr wichtigen Platz des griechischen Reiches, besetzten, begab sich der Kaiser Johannes Paläologus (1341—1391) in das Abendland nach Venedig, Rom und Paris und ließ seinen Sohn Andronikus als Reichsverweser zurück. Zu dieser Reise hatte der Kaiser bei den Geldmäkclern hohe Summen leihen müssen, und als er bei seiner Rückkehr die Schuld nicht bezahlen konnte, wurde er in Venedig festgehalten. Er bat nun seinen Sohn Andronikus, ihn auszulösen. Dieser aber hatte kein kindliches Gefühl und weigerte sich, seinem Vater aus der Not zu helfen, weil er wünschte, daß derselbe in Haft bliebe. Der zweite Sohn des Kaisers, Emanuel, raffte überall, wo er nur konnte, Geld zusammen und rettete seinen Vater aus den Händen der Gläubiger, weshalb der Kaiser ihn zum Thronerben ernannte. Darüber wurde Andronikus so aufgebracht, daß er den häßlichen Plan faßte, seinen Vater vom Throne zu stoßen. Um dieses auszuführen, verband er sich mit Saubtschi, dem Sohne des Sultans, der ebenfalls seinen Vater gewaltsam entthronen wollte. Die Verschwörung wurde jedoch entdeckt und mißlang. Der Sultan ließ seinen Sohn blenden und dann enthaupten. Des Sultans wegen mußte auch der Kaiser Johannes Paläologus seinen Sohn Andronikus bestrafen. Und welche Strafe traf ihn wohl? Man goß ihm kochendes Eßig in die Augen und, so des Augenlichtes beraubt, ward er in einen starken Turm eingeschlossen. Solche Zustände erfüllten den Sultan immer mit mehr Zwerficht. Die aufständischen Fürsten von Bulgarien und Serbien wurden besiegt in den Jahren 1389 und 1390. Nun fing der Sultan Bajezid an, Konstantinopel hart zu bedrängen. Als der Kaiser Emanuel die Festungsmauern von Konstantinopel ausbessern und zwei neue Türme bauen ließ, verlangte Bajezid, sobald ihm davon zu Ohren gekommen war, daß die Türme niedergeworfen werden sollten. Er ließ der Hauptstadt die Zufuhr abschneiden, so daß die Not aufs höchste stieg; jedoch sollte sie noch einmal gerettet werden. In Frankreich sammelte sich ein Kreuzheer gegen Bajezid. Die Franzosen unterführten jedoch die Macht ihrer Feinde. Bei Nikopolis kam es zur Schlacht. Die Franzosen wurden gänzlich geschlagen; aber die Türken hatten den Sieg teuer erkauft müssen, denn 60,000 von den ihrigen bedeckten das Schlachtfeld. 3,000 Gefangene ließ der Sultan am anderen Tage noch hinrichten. Unbeschreiblich groß war der Jammer darüber in Frankreich. In die Erbauung Konstantinopels konnten die Turken aber auch jetzt noch nicht denken; denn es erhob sich gegen sie ein anderer gefährliche Feind.

Aus Asien kam der schreckliche Tamerlan. Bajesid wurde gefangen genommen und starb am 8. März 1403. Tamerlan hatte die Türken sehr geschwächt. Im Abendlande hatte man es nicht verstanden, diese Schwäche des osmanischen Reiches auszunützen, so daß sich dasselbe von der furchtbaren Niederlage allmählich erhobte, um dann um so schrecklicher wieder aufzutreten. K—s.

(Fortsetzung folgt.)

### Das Eigentum.

Der Herr ist die Erde und alles, was sie erfüllt, der Erdkreis und alle, die darauf wohnen," sagt der königliche Psalmenfänger. Indem aber Gott den Menschen als sein Ebenbild erschuf, machte er ihn zum sichtbaren Herrn der Natur und übertrug ihm das Recht, die Güter derselben zu allen erlaubten Zwecken zu gebrauchen. „Erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan!" sprach der Herr zu Adam und Eva. Hier ist von einem gemeinsamen Besitze die Rede, und wenn die Menschen in ihrer ursprünglichen Unschuld verharret wären, so würde auch ihr gemeinschaftlicher Besitz der Erde fortgedauert, es würde niemals ein Mein und Dein, niemals ein Privateigentum in Ansehung der irdischen Güter gegeben haben. Die Sünde aber zerstörte die Einheit des menschlichen Willens mit dem göttlichen, sie brachte Zwiespalt in den Menschen selbst, gefährdete sein Verhältnis zu den Mitmenschen und veränderte seine Stellung zu der Schöpfung.

Die ursprünglichen Lebensstände — Landbau, Viehzucht, Jagd, Fischerei — standen bald unter sich in einer störenden Wechselbeziehung, und jeder einzelne sah sich mit seinen verschiedenartigen Bedürfnissen und Neigungen einer widerstrebenden Natur gegenübergestellt. Es ergab sich die Notwendigkeit eines Vergleichs, die Notwendigkeit einer Teilung der Güter aus zwei Gründen.

Der erste war die Rücksicht auf die Erdengüter selbst. Diese würden von der Gemeinschaft der Menschen nicht genügend besorgt und verwaltet worden sein; denn jeder flieht die harte Arbeit und überläßt, was allen gemeinsam ist an Mähen und Beschwerden, gern den anderen, wie es zu geschehen pflegt, wo viele Diener sind.

Der zweite Grund war die Rücksicht auf die einzelnen Menschen, die den Sinn für Gemeinamkeit verloren hatten und im gemeinschaftlichen Besitze aller Erdengüter nur einen immerwährenden Anlaß zu Streitigkeiten gefunden haben würden.

Ein einigermaßen friedlicher und geordneter Zustand konnte unter den Menschen nur dadurch erhalten werden, daß jeder sein besonderes Eigentum erhielt und das des anderen zu achten verpflichtet ward. Diesen Zustand hat Gott für die Israeliten durch Erlaß der zehn Gebote hergestellt, und die zehn Gebote sind seitdem die Grundlage aller Staatsgesetze geworden. Die Geschichte aller Völker und Zeiten zeigt, daß der Begriff des Eigentums stets und überall vorhanden war. Wo wir Menschen begegnen, da begegnen wir auch dem durch Gesetze anerkannten und geschützten Eigentum. Es ist ganz gleichgültig, ob wir ein gebildetes oder ein noch im Naturstande befindliches, oder ein im Niedergange begriffenes Volk betrachten: überall wird das Eigentum durch die öffentliche wie durch die Einzelkraft erhalten und verteidigt.

Der Mensch behauptet das Eigentumsrecht in dem Augenblicke, da seine Vernunft erwacht und ihn lehrt, daß er ein vernünftiges, freies Wesen ist. Im Augenblicke, da er durch Betrachtung und Bewußtsein von sich selbst Besitz ergreift, wird er jeder fremden Macht, die ihn zum Sklaven machen wollte, erwidern: „Ich bin keine Sache, ich bin unter meiner eigenen Verantwortlichkeit Herr meines Leibes, meiner Seele und ihrer Fähigkeiten.“ Die Lenkung des Eigentumsrechtes hat als letzte Folgerung die Nichtbeachtung der menschlichen Unabhängigkeit und Würde. Indem der Mensch sein Recht über seinen Leib, seine Seele und ihre Fähigkeiten anerkennt, behauptet er auch sein Recht auf die Erzeugnisse dieser Fähigkeiten, auf seine Arbeit. Er setzt sein Leben in seinem Wirken fort, und nachdem er gesagt: „Meine Fähigkeiten gehören mir," sagt er mit der gleichen Bestimmtheit: „Die Frucht, die Arbeit dieser Fähigkeiten gehört mir!" Oder: „Es muß mir hierfür eine entsprechende Gegenleistung bewilligt werden, die dann in meinen Besitz, in mein Eigentum übergeht.“ Wir sehen demnach den Eigentums-

begriff in der menschlichen Natur begründet und in der Geschichte aller Zeiten anerkannt.

Um aber einigermaßen bei der nun notwendigerweise eintretenden Ungleichheit des Besitzes einen mildernden und versöhnlichen Ausgleich zu schaffen, legte Gott dem Besizenden die Verpflichtung auf, die Früchte seines Eigentums nicht als sein ausschließliches Besitztum zu betrachten, sondern sie auch zur Befriedigung der Bedürfnisse seiner Nebenmenschen mit zu verwenden. Sehr viele Stellen der heiligen Schrift geben diesen Befehl Gottes kund. „Wer sich des Namen erdarmt, der wird selig; er wird Leben, Gerechtigkeit und Ehre finden; ihn wird der Herr erretten am Tage des Unglücks; er wird in Ewigkeit nicht wanken. Doch wer sein Ohr verstopft vor dem Schreien des Armen, der wird auch rufen, aber nicht erhört werden; sein Angesicht soll vergehen von der Erde; ihn wird die Furcht des Herrn verlassen.“ „Gebet, und es wird euch gegeben werden!“ „Was ihr den Geringsten thut, das habt ihr mir gethan.“ „Gebet Armen von dem Inhalt eurer Gefäße und siehe, alles ist euch rein!“ „Gib Armen von deinem Vermögen: Hast du viel, so gib viel, hast du wenig, so gib auch von dem wenigen gern.“ „Wer zwei Mäcke hat, der gebe dem einen, der keinen hat.“ Um wie viel lassen sich diese Stellen noch vermehren!

Wenn aus vorhergehender Darstellung auch erhellt, daß das Privateigentum aus der Sünde entsprungen ist, so erkennt man doch auch, daß es durch Gottes gnädige Anordnung und nach seinem hl. Willen zugleich wieder ein Gegengift gegen die Sünde und ein Beförderungsmittel der Tugend ist. Die christliche Religion hat die Aufgabe und das Bestreben, die noch bestehenden Folgen der Sünde zu mildern zum Heil und Glücke der Menschheit. Darum ist diese Religion, die Kirche Christi, bestrebt, eine auf Erden einmal bestehende ungleiche Menschheit durch die opferwillige Liebe der an irdischen Gütern Begabteren gegen ihre darin zurückstehenden Brüder möglichst auszugleichen. Leider fehlt die selbstthätige Willensrichtung der Menschen dieser erhabenen Strebung so große Hindernisse beharrlich entgegen, daß die Ausgleichung auch nicht annähernd sich verwirklichen läßt. Die Ungleichheit wird eben fort dauern bis zum jüngsten Tage.

Das Christentum geht aber noch einen Schritt weiter und erklärt den Reichtum für eine religiöse Gefahr und die Armut für einen religiösen Vorzug. „Wehe euch, ihr, Reichen," sagt Christus selbst, „ihr habt euren Trost dahin!“ „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich.“ Das Christentum hat der Armut eine besondere Würde und Weihe verliehen. Sie ist nicht mehr niedrig, seitdem der Allerhöchste sie selbst gleichsam zu seiner Braut und ungetrennlichen Lebensgefährtin erwählte. Er hatte nicht, wohin er sein Haupt legte, und hing im Tode nackt und entblößt am Kreuze. Er predigte sein Evangelium den Armen und wurde von ihnen bereitwilliger aufgenommen als von den Reichen.

Ein anderer Güterausgleich, als der durch das Christentum erstrebte, ist unmöglich. M.

### Ein Dienstmädchen.

Auf dem Odeonsplatze in München stand ein etwa achtundzwanzigjähriger Mann, dessen sauber geflickte und gebürstete Kleidung ein Mitglied der besseren Gesellschaft erkennen ließ, das dem Glande zur Beute geworden war. Aus seinem bleichen abgepannten Gesichte leuchteten die feberisch glänzenden Augen geradezu heraus. Sie starrten unermüdet die schurkerrade Ludwigsstraße, die eine scheinleuchte Juliane ausjagte, hinab nach dem Siegesthor. Dort hin führte sein Weg; nach Schwabing, wo sich seine Wohnung befand, wollte er, aber seine müden, zitternden Beine wollten ihn nicht mehr tragen. Sein gefriges Mittagessen hatte in zwei Semmeln und einem Stück Käse bestanden, seither hatte er nichts mehr genossen. Den ganzen Morgen war er gelaufen, seine Stiefel bedeckte eine dicke Staubschicht. Die Zunge klebte ihm am Gaumen, an seiner hohen Stirne, welche ein abgegriffener schwarzer weicher Filzhut beschattete, klebten helle Tropfen.

Seine Linde mauppana ein Prachen. Er wartete auf einen Traubahmwagen; zehn Pfennige hatte er noch in der Tasche, dafür

hatte er zu fahren beschlossen. Er fühlte, daß er bald zusammenbrechen würde, wenn er in der Sonnenglut noch weiter marschieren wollte. . .

Auf der Kirche schlug es dreiviertel zwölf Uhr. Mit dem letzten Schlag durchlief den bleichblonden Mann ein heftiges Zittern. „Mein Gott!“ jammerte er leise vor sich hin, „bei zwanzig Tändlerinnen bin ich gewesen, und keine gibt mir für die wenigen abgenutzten Wäschestücke einen Pfennig, geschweige einen Thaler, den ich aber haben muß, und wenn ich ihn stehlen müßte. . . Mein Gott, zu Hause warten sie schon mit Ungeduld auf mich! . . . Heute können wir der Magd unmöglich sagen, daß wir auswärts essen. Ella ist krank und liegt im Bett. . . An wen soll ich mich wenden? . . . Du lieber Himmel, was soll ich nur beginnen? . . . Betteln? . . .“

In diesem Augenblicke traten ein paar junge Einjährige, zwei schwere Reiter und ein Infanterist aus der Galleriestraße.

„Schleich oder französisches Gasthaus?“ fragte der eine der Kavalleristen.

„Mir ganz egal,“ antwortete der Infanterist, eine lange Gestalt; „aber geschlemmt wird nicht. . . hab' nur noch dreihundert Mark in der Tasche, muß noch volle vierzehn Tage vrrreichen. . . Gemein! . . . Ah, grüß' Gott, K. . .“, nickte der Sprecher unserem Bekannten zu, in dessen unmittelbare Nähe die Einjährigen gekommen waren.

Der mit K. . . Angesprochene zog den Hut und murmelte, einem plötzlichen Antriebe folgend, halblaut mit gepreßter Stimme: „Herr Niesfeldweibel, wollen Sie mir einen Augenblick Gehör schenken? . . .“

„Komm' gleich nach,“ wandte sich derselbe an seine Begleiter und blieb stehen.

„Ich habe Dich in diesem Aufzuge nicht duzen wollen,“ begann der Unglückliche in hastiger Scham, „weil ich befürchten mußte, es könnte Dich in Verlegenheit setzen. . .“

Der Infanterist sagte kurz: „Und was wünschst Du?“

„Was, wir waren Kameraden und Freunde. Seit ich den Dienst quittierte, jagte ich einer Stellung nach, die mein Weib, mein Kind und mich ernähren könnte. . . Erst diesen Monat gelang es mir, eine solche zu erhalten. . . In der Zwischenzeit ging das Geld meiner Frau und mehr darauf. . . Eine ganze Woche schon haben wir nichts Vernünftiges mehr gepeist. . . Erst in den nächsten Tagen trete ich meine Stelle an. . . Ich beschwöre Dich, borg' mir einen Thaler, wenn ich meine Stelle angetreten habe, zahle ich Dir ihn als ehrlicher Mann zurück.“

„Hast leider 'nen sehr unglücklichen Zeitpunkt gewählt,“ erwiderte achselzuckend der Einjährige, „bin selbst im Niesenballas. Weißt ja, wie alle Welt meine Freigebigkeit mißbraucht. Komm' in ner Woche, will dann sehen, ob ich —“

„Und jetzt . . . jetzt kannst Du mir gar nichts geben?“

„Nicht 'nen roten Pfennig. . .“

„Ich jage Dir ja, dieser Tage trete ich meine Stelle an!“ rief K. im Tone der Verzweiflung. „Es handelt sich nur um heute und morgen. . . Es ist das erstmal, daß ich —“

„Thut mir herzlich leid, aber unmöglich. . . Guten Tag,“ sagte der Einjährige kalt und eilte seinen Freunden nach.

„Der wollte wohl Geld?“ fragten diese.

„Klar!“ versetzte dieser, „hat mich schon 'nen paarmal' angezapft. . . Fall' aber nicht mehr 'rein. ! Also — Schleich oder französisches Gasthaus?“

Gesenkten Hauptes und fast taumelnd wollte K. in seine Wohnung. Wie er die Kraft gefunden, das vierte Stochwerk zu erklimmen, wußte er selbst nicht. Das Dienstmädchen, ein halbwüchsiges, flachshaariges Ding, unter dessen tappichigen Fingern in K.'s Dienst sicher schon ein Duzend Teller und Tassen zerbrochen waren, befand sich im Zimmer, um der Herrin zu warten, die sich gestern abends krank ins Bett gelegt hatte. Das Dienstmädchen hatte man bisher über das Glend mit allen möglichen Listeln hinweggetäuscht. Am 1. Juli hat man ihm von den letzten zwanzig Mark den Monatslohn bis auf den letzten Pfennig ausbezahlt. Diesmal beachtete K. seine Anwesenheit nicht. Er sank auf einen Stuhl, barg sein Gesicht in beiden Händen und stammelte: „Nichts!“

„Nichts?“ flogte die Kranke leise, „und das Kind schreit schon eine halbe Stunde — vor Hunger. . .“

Das flachshaarige Ding verschwand unbemerkt aus dem Zimmer, und dann stand es plötzlich wieder vor dem Bette, und in seinem Gesichte wechselte auffallende Freude und verlegene Unbeholfenheit. Ihre Hand erfaßte leise die der Kranken. —

„Näth! . . .“

Sie war aber wieder draußen. Thränen der Rührung in den Augen, rief die Kranke K. ans Bett heran und zeigte ihm, was ihr das Mädchen ganz verstoßen aufs Bett gelegt hatte — es war der Lohn, unangetaftet, in zehn einzelnen Markstücken. . . Er wollte sie hereinholen, doch er fand sie in der ganzen Wohnung nicht. . . sie war vor dem Danke durchgegangen. Erst nach einer halben Stunde stellte sie sich wieder ein und fragte: „Soll i' nig hol'n?“

Wir fügen nur an, daß die Herrschaft das Anlehen ihres Mädchens zwar annahm unter dem Drucke der schrecklichsten Not; aber sie hat es ihr nicht bloß in Geld, sondern in Liebe und unbegrenztem Vertrauen vielfach heimgezahlt, seitdem bessere Zeiten für die Familie eingebrochen sind. —v.

### K o r r e s p o n d e n z.

**Marienthal.** (Gow. Samara.) Am Sonntage, den 21. Oktober, während die Leute der hl. Messe bewohnten, also am hellen, lichten Tage, erstreckte sich ein Strolch, in das Pastorat, und da er daselbe geschlossen gefunden, in die Küche einzudringen, um dort von der Köchin Geld zu verlangen, nachdem er ihr vorher einige Gemeinheiten an den Kopf geschleudert hatte. „Sage, wo das Geld liegt, oder du mußt sterben!“ befahl der Räuber die in Schrecken gejagte Köchin, und um ihr das Entkommen zu verleißen, schloß er von innen die Thüre. Doch die Köchin befann sich nicht lange, sprang durch das Küchenfenster hinaus und schrie um Hilfe. Zeit erliefte die Angst den kühnen Abenteuerer, der schnell sein Arbeitsfeld verließ und sich schleunigst davonmachte, auf den Weg noch eine gute Wirtin und Butter mitnehmend. Wie man sieht, war der Liebhaber fremden Eigentums kein Kostverächter. — Der Leser erwartet gewiß zum Schlusse, daß die gestrenge Polizei den Langfinger sofort eingefangen und dem Arme der Gerechtigkeit übergeben hat, da ja ein Entrinnen hier fast unmöglich war, doch zur Beschämung muß gesagt werden, daß dies nicht der Fall war. Wenn aber die Polizei, — ja, wenn —

Dieser Fall steht auch durchaus nicht vereinzelt da; schon früher wurde mal dem Herrn Pfarrer Wirtin und Butter gestohlen, und nachts wird das Pastorat öfters von Dieben umschwärmt. Gleich die folgende Nacht fühlte sich der Ortsgeistliche veranlaßt, einige Schüsse durchs Fenster in den Hof zu lassen, um eine Räuberbande zu verjagen. Nicht genug, daß der Pfarrer tagüber mit Arbeit überbürdet ist, muß er auch noch die Nacht in Unruhe verbringen. Würde die löbliche Wache fleißig Rundgang halten, anfast bis zwölf Uhr nachts zu „maien“ oder Karten zu spielen, um sich dann beim Vorsteher zu melden und sogleich wieder das Bett aufzusuchen, — dann wären die Korrespondenten der traurigen Pflicht enthoben, solche unliebsame Sachen der Öffentlichkeit zu übergeben.

— Wie oft wurde schon geschrieben, wie viele Fälle wurden zur Warnung schon mitgeteilt, daß man gefährliche Waffen von den Kindern so weit wie möglich halten solle, — es fruchtet alles nichts. Ist aber das Unglück eingebrochen, dann wird gejammert, dann werden Vorichtsmaßregeln angeraten. So war es auch hier. Am 22. Oktober hat hier ein Kind, das ein Revolver zur Hand bekam, in ein anderes geschossen und es schwer verwundet. Es wurde natürlich sogleich ins Krankenhaus abgebracht, ob es aber mit dem Leben davonkommt, ist fraglich. —r.

### P r e s s i m m e n.

Über die falsch-konservative Presse Rußlands. Konservativ kommt vom lateinischen Worte conservare=erhalten, d. h., beim alten bleiben. Unter dieser Maske erscheinen in Rußland einige Zeitungen, die sich, man möchte sagen, zur Aufgabe gestellt haben, die verschiedenen Nationalitäten, aus denen das große Russische Reich besteht, und die nicht minder treu ihrem Kaiser ergeben sind als die Erzrussen, zu beschiden und zu verkleunden, um so Haß und Zwietracht zu sähen und die verschiedenen Völker aneinander zu hegen. In

ihrer blinden Wut sehen sie nicht ein oder wollen es nicht einsehen, welch großen Schaden sie anrichten. Zu dieser Sorte gehören die „Nowoje Wremja“, „Moskowskija Wedomosti“, „Swet“ u. s. w. Gegen diese pseudokonserervative, d. h. falsch-konservative, Presse wendet sich nun in der Zeitung „Rossija“ Herr Dorofschewitsch. Sein in Form eines Gesprächs zwischen dem Autor und dem Leser gekleideter Artikel beginnt folgendermaßen:

„Was würden Sie von einem solchen Lande halten? Finnland hat sich bereits abgetrennt und will in keinem Stüde gehorchen. Polen schießt sich an, dasselbe zu thun, und täglich bilden sich zu diesem Zweck neue Verschwörungen. Das baltische Gebiet ist verräterisch gefinnt und geht zu Deutschland über. Die Armenier möchten einen eigenen Staat gründen, thun es bereits und werden heute oder morgen ihre Unabhängigkeit verkünden. Bessarabien haßt Rußland und bereitet sich im geheimen dazu vor, sich mit Rumänien zu vereinigen. Kleirußland will sich ganz lösen. Der Verrat ist dort schon so weit gediehen, daß Träger der russischen Idee, die in Poltawa aufstachen, getötet werden und die Mörder unbestraft bleiben: unter dem Beifallklatschen der Menge werden sie vor allem Volke feierlich freigesprochen.“

Hier hält der Leser entsetzt inne und fragt, ob man denn so etwas sagen dürfe; der Autor aber fährt in demselben Tone fort, spricht von dem geistigen, sittlichen und materiellen Verfall des Landes, so daß der Leser empört ausruft: „Welcher Verleumder, welcher Feind Rußlands hat Ihnen das erzählt?“ „Entschuldigen Sie, ich citiere die patriotischsten, „konservativen“ Zeitungen.“ — Alle Register dieser Blätter werden sodann gezogen — es geht in fürchterlichster Weise über das Familienleben, die Geschworenengerichte, die Stadtverordnetenversammlungen, die Presse, die Schule u. s. w. her, und dann erklärt der Autor:

„Was würden Sie von einem Lande sagen, in dem nach 1039-jährigem Bestehen die ersten „Versuche des russischen Gedankens“ erscheinen, und in dem der einzige echt russische Mann den Namen

(Gringmuth \*)

trägt.

Man kann sich nicht genug darüber wundern, daß in einem solchen Lande eine konservative Presse existiert. Was gibt es denn in einem solchen zu „konservieren?“ Wenn alles wirklich so ist, so müßte man ja Gott um einen Einfall der Fremdländer bitten, damit sie all diesen Schmutz hinwegfegten!

In der That kann man in der boshaftesten, feindseligsten Zeitung nicht solche Dinge über Rußland finden, wie sie dessen eigene konservative, patriotische Presse tagtäglich behauptet.

Nicht einmal die Türkei konnten wir zur Kriegszeit mit Erlaubnis der Obrigkeit so schimpfen, wie die „konservative“ Presse täglich das ihr als Feind gegenüberstehende Rußland schimpft.

Lügen und Verleumdungen über Rußland bringen, allerlei Gemeinheiten und Schenlichkeiten ausdenken, jede bessere Bewegung und Regung der Gesellschaft beschmutzen, die Würde des Landes erniedrigen, sein Volk und seine Gesellschaft schimpfen — das heißt ein Patent auf Vaterlandsliebe besitzen!

Welche gemeine Maskeade!

**Die Große Sibirische Bahn.** Am 21. Oktober, dem Tage der Thronbesteigung Seiner Majestät des Kaisers, ist die Verbindung zwischen der Transbaikalischen und der Mandchurischen Bahn hergestellt worden. Dies veranlaßt die „Now. Wrem.“ zu schreiben: „Man kann jetzt also sagen, daß der Schienenweg, welcher das Europäische Rußland, und durch dieses auch ganz Europa, mit dem Großen Ocean verbindet, fertig ist.“

Diese neue Erregungenschaft der Kultur, dieser neue gewaltige Triumph des menschlichen Genius und der Anstrengungen des Verstandes und des Willens ist diesmal einzig und allein ein Werk Rußlands, welches sich an die Verwirklichung einer so wichtigen welthistorischen Aufgabe gemacht und sie trotz der ungeheuren Schwierigkeiten mit glänzendem Erfolge gelöst hat. Es sind erst 10 Jahre her, seit der Herr und Kaiser, damals Thronfolger, die Arbeiten zur Erbauung der Großen Sibirischen Bahn an dem in Aussicht genommenen Endpunkt, in Wladiwostok, persönlich eröffnete, und ausgenüßlich ist dieser Weg fertig, ja, er hat sogar nicht nur in Wladiwostok, sondern auch in Port Arthur einen Ausgang zum Ocean. Schwere Opfer und eine große Anspannung der Kräfte hat die Verwirklichung dieses grandiosen Unternehmens von Rußland erfordert. In 10 Jahren hat Rußland ungefähr eine Milliarde Rubel für die Sibirische und Mandchurische Bahn verausgabt. Für das Europäische Rußland mußte die Abziehung so ungeheurer Summen aus seinem inneren Umsatz natürlich empfindlich sein, und es war gerade die Furcht vor diesen Ausgaben, welche den Bau der Sibirischen Bahn so lange hintertrieb; die hervorragende Energie und Beharrlichkeit des jetzigen Finanzministers, der sofort nach seiner Ernennung als ein eifriger Anhänger der Idee der möglichst schnellen Verwirklichung der Großen Sibirischen Bahn auftrat, waren notwendig, um das Werk trotz so unvorhergesehener Verwicklungen, wie der vorjährigen chinesischen Ereignisse, in verhältnismäßig so kurzer Zeit zu beendigen. Nicht ohne eigenen Verlust hat Rußland die Last der kolossalen Ausgaben für den Bau der Sibirischen Bahn getragen, dafür haben wir aber jetzt im asiatischen Osten

eine ganz andere Stellung als früher. . . Außerdem bringt der neue Zugang, den wir in Port Arthur zum Großen Ocean gewonnen, ganz von selbst fast die ganze Mandchurei in unsere Einflußsphäre. Man kann sagen, daß die Sibirische Bahn ein ganzes neues Reich, das nicht nur durch seine ungeheure Größe und seine erhabenen natürlichen Reichtümer, sondern auch die Zahl seiner Bevölkerung von Bedeutung ist, mit Rußland vereinigt hat. Mit der Mandchurei hat Sibirien nicht weniger als 15 Millionen Bewohner, und das ist kein kleines Reich. Unter Peter dem Großen hatte Rußland selbst keine größere Bevölkerung. Diese neue Welt gelang aber dadurch, daß sie durch eine Eisenbahn mit dem Europäischen Rußland verbunden wird, in günstigere Entwicklungsverhältnisse, als sie wenigstens 150 Jahre nach Peter dem Großen für Rußland bestanden haben. Die Ausführe, die sich durch den Anschluß dieser ungeheuren neuen Welt an das Leben und die Kulturarbeit Rußlands für das Letztere eröffnen, beziehen sich also nicht auf eine entfernte Zukunft, die für den Zeitgenossen wenig Interesse hat, sondern auf nahe bevorstehende Zeiten. Der Schienenweg verläuft nicht nur die Entfernung, sondern auch die Zeit selbst. Wozu sonst Jahrhunderte erforderlich waren, das wird jetzt in einigen Jahrzehnten erreicht.

Von der welthistorischen Bedeutung der neuen Bahn, deren letztes Glied jetzt angelegt worden ist, wollen wir hier nicht sprechen. Es ist aus der Geschichte genügend bekannt, wie gewaltig die schöpferische Kraft der Völker nach der Eröffnung neuer Weltstraßen zugenommen hat. Wir wollen nur sagen, daß der Große Sibirische Weg alle Ausflüchte hat, zu einer der belebtesten Arterien des kommerziellen und industriellen Weltumlaufes zu werden, und gleichzeitig die europäische Kultur in jene neue Welt zu tragen, welche durch sie eröffnet wird.

## Aus Welt und Kirche.

### a) Inland.

**Saratow.** Hier ist die Wolga stark verlandet, so daß die Stadt den Strom ganz verloren hat. Um nun letzteren wieder an das rechte Ufer zu lenken, haben im vergangenen Sommer drei Maschinen gearbeitet, die einen Kanal durch den Sand zu reißen hatten. Sie sind mit demselben nicht ganz fertig geworden, es bleiben noch 120 Faden Sand. Dieser wird jetzt durch Händearbeit fortgeschafft, wodurch die von der diesjährigen Mißernte betroffenen Leute eine Notkappe sich erwerben können.

**Selz.** (Gow. Cherson.) Allen, die sich für den Selzer Kirchenbau interessieren, kann mitgeteilt werden, daß die Kirche am 25. November von Sr. Exzellenz unserem Hochwürdigsten Herrn Bischof konsekriert wird. Alle Freunde, Bekannten und Unbekannten sind freundlichst eingeladen, die hohe Feier des Tages, für Selz das größte Jubelfest, zu heben.

**Odessa.** In eine wenig beneidenswerte Lage geriet hier kürzlich der in der Gouvernementsrei angestellte Ignati Kirjew, als er um 2 Uhr nachts seinen schweren Rausch spazieren führte. Möglich von der Vorstellung gepackt, daß ihn jemand verfolge, suchte er über einen Gitterzaun in einen Garten zu flüchten, verfangt sich aber dabei mit dem Fuß zwischen zwei Eisenstäben, vorlor das Gleichgewicht und blieb kopfabwärts in der Luft hängen. Vergebens suchten der durch das Hilsegeheiß herbeigezogene Gowodowo und einige späte Passanten den eingeklemmten Fuß zu befreien, und es blieb nichts übrig, als den Pristaw zu benachrichtigen. Letzterer überzeigte sich dann an Ort und Stelle von der Verwickeltheit des Falles und ordnete die Herbeischaffung eines Schlossers an. Darüber verging natürlich nicht wenig Zeit, und es dauerte noch weitere zwei Stunden, bis das starke Eisen durchgeseilt und Kirjew endlich wieder auf seine Beine gestellt werden konnte. Die „Od. Now.“, welche dieses Geschichtchen erzählen, verschweigen leider, was von mitleidigen Herzen während der stundenlangen tragikomischen Situation gesagt wurde, die entschieden lebensgefährliche vertikale Lage des hart bestrafenen Zehers in eine annähernd horizontale zu verwandeln.

**Baku.** Am 10. Oktober um 10 Uhr abends verließ der Fretolenzug Nr. 187 die Station Baku und hatte kaum eine kurze Strecke zurückgelegt, als er auch schon angehalten wurde, wobei Revolvergeschüsse ertönten. Dem „Kaspi“ zufolge erwies es sich, daß an einer Stelle, wo wegen der starken Steigung der Zug langsam fahren mußte, plötzlich gegen 30 Personen auf die Wagenplattformen hinaufgesprungen waren, und nachdem sie den Zug gebremst hatten, Petroleum in mitgenommene Späme füllten. Das Zugpersonal wurde von der Übermacht vertrieben und ein Kondukteur, der sich zur Wehr setzte, mißhandelt und am Arm verwundet. Als die schleunigst zugezogene Eisenbahnpolizei am Thabor eintraf, hatten die Übeltäter mit ihrer Beute bereits das Weite gesucht.

**Wladiwostok.** Über einen Zusammenstoß mit chinesischen Arbeitern berichtet der „Dalni Wostok“. Als am 5. September der

\*) Gringmuth, ein getaufter Jude, ist der Herausgeber der „Moskowskija Wedomosti.“

Gerichtsvollzieher, in Begleitung eines Polizeisoldaten, auf dem 14. Fort erschien, um dort von einem chinesischen Arbeitsunternehmer eine Forderung im Betrage von 1,000 Rbl. bezutreiben, und letzterer erklärte, daß er kein Geld besitze, wurde eine Haussuchung vorgenommen, wobei sich in einem Koffer 1039 Rbl. fanden. Obgleich der Unternehmer erklärte, daß dieses Geld nicht ihm gehöre, sondern zur Deckung von Lohnrückständen für die Arbeiter bestimmt sei, schritt der Gerichtsvollzieher zur Beschlagnahme und beauftragte einen anwesenden Buchhalter die Summe abzuzählen. Da wandte sich der Unternehmer an die von dem Hause versammelte große Masse seiner Arbeiter und teilte ihnen in erregtem Tone mit, daß der Beamte soeben im Begriff sei, das ihnen zukommende Geld zu konfiszieren (in Beschlagnahme nehmen.) Mit Geschrei und geschwungenen Schaufeln und Brechungen stürmten nun die Leute herbei und bedrohten den Buchhalter mit dem Tode, wenn er nicht unverzüglich die in seinen Händen befindliche Summe herausgäbe. In seiner Angst schleuderte letzterer den Pappen mitten unter die tobenden Chinesen, welche die Scheine augenblicklich auslayen und untereinander verteilten. Da auf dem Fort außer 3—4 russischen Arbeitsaufsehern keine weitere Hilfe gegen den 400 Mann starken Haufen der erregten Chinesen aufzutreiben wahr, fuhr der Gerichtsvollzieher sofort in die Stadt, um die Polizei von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Tags darauf begab sich der Polizeimeister mit zwei Polizeioffizieren und 7 Gorbodows in ins Fort, leitete die Untersuchung ein und arretrierte ungefähr 70 Personen, welche als Mädelstührer verdächtig erschienen.

**Odessa.** Vier junge Burschen von 15, 14, 15, und 16 Jahren, saßen, wie die „Od. Ztg.“ berichtet, den Entschluß, den Buren im Kampfe mit den Engländern zu Hilfe zu eilen und in deren Reihen zu kämpfen. Sie versahen sich mit Reisepässen, entwendeten ihren Eltern 215 Rbl. Geld und traten die weite Reise nach Südafrika an. Vor zwei Wochen verließen sie heimlich Odessa. Trotz der nach allen Seiten abgeschickten Telegramme gelang es denselben doch, die Grenze zu passieren. Von ihrem Führer ausgeplündert, saßen sie sich mit 18 Rbl. in der Tasche in einem fremden Lande. Ohne einen Führer trauten sie sich nicht, die Rückreise nach Odessa anzutreten, sie fürchteten sich vor den Grenzwächtern, auch mangelte es ihnen an Geld. Den jungen Burophilen wurde es triibe vor Augen, sie wußten nicht, was anzufangen. Nun erinnerte sich einer, daß in Graz, in Steiermark, der Vetter seines Vaters wohne. Und er beschloß, sich an denselben um Hilfe zu wenden. Die jungen Reisenden traten nun den Weg nach Graz an und langten auch wohlbehalten dort an. Aber leider fanden sie dort den Gesuchten nicht, sie brachten nur in Erfahrung, daß er vor kurzem Graz verlassen habe und nach Gills gezogen sei. Die jungen Abenteuerer begaben sich dahin, wo sie auch wirklich den Gesuchten fanden. Dieser nahm sie freundlich auf und benachrichtigte deren Anverwandte von ihrer Ankunft in Gills. Dank seinen Bemühungen trafen die jungen Burenfreunde wieder wohlbehalten in Odessa ein.

## b) Ausland.

**Frankreich.** Die große Rosenkranzkirche in Lourdes, (lies Lurd) an welcher seit ungefähr 15 Jahren gebaut wurde, und zu welcher die Katholiken aller Länder beigetragen haben, ist am Rosenkranzfest feierlichst konsekriert worden. Der Patriarch von Antiochien, drei Kardinalen, fünf Erzbischöfe, 27 Bischöfe und eine über große Zahl von Prälaten, Geistlichen und Laien waren anwesend. Der Kardinal Langeneuz (lies Vanhennö) von Rheims konsekrierte die Kirche und den Hochaltar, 15 Erzbischöfe und Bischöfe die 15 übrigen Altäre. Ein Bischof hielt die Festpredigt.

**Paris.** Der türkische Minister des Auswärtigen machte die schriftliche Meldung, daß die Pforte nach Anerkennung der anfänglichen Forderungen Frankreichs, unter Anerkennung der neuen Forderungen 1) die gegenwärtig bestehenden französischen Schulen als gleichmäßig anerkennt und sie, entsprechend den bestehenden Verträgen von allen Zollgebühren befreit; 2) das Bestehen der gegenwärtigen französischen Hospitäler und religiösen Institutionen als gleichmäßig anerkennt und sie, entsprechend den bestehenden Verträgen, von der Grundsteuer und den Zollgebühren befreit; 3) den Bau, die Remontierung oder Erweiterung von Schulen oder religiösen Institutionen gestattet, welche während der Jahre 1894 und 1896 in der asiatischen Türkei beschädigt oder zerstört wurden; 4) sich verpflichtet, die Gründung von Institutionen, sowie die Errichtung, Remonte

und Erweiterung der dazu gehörigen Bauten auch in Zukunft zu gestatten, wenn sie, von der bezüglichen Absicht in Kenntnis gesetzt, binnen eines halben Jahres keine Einwände erhoben hat; 5) die Wahl des chadänschen Patriarchen sanktioniert. (bestätigt) — Außerdem wurden der französischen Botschaft in Konstantinopel Dokumente vorgelegt, welche den Beweis liefern, daß zur Erfüllung der erwähnten Punkte geschritten worden ist. In Anbetracht dessen benachrichtigte der Minister des Äußern Delcassé die Pforte, daß Frankreich die diplomatischen Beziehungen mit der Pforte wiederaufnehme, und daß soeben an den Admiral Caillard (lies Rajar) der Befehl abgegeben sei, die Insel Mytilene, die von der französischen Flotte besetzt war, zu verlassen. Der französisch-türkische Konflikt kann daher als beendet angesehen werden.

**London.** Die Arbeiten der Londoner Kommission zur Prüfung der Entschädigungsansprüche der aus Südafrika ausgewiesenen Personen sind, wie aus London gemeldet worden ist, ganz unerwartet durch eine diplomatische Abmachung zum Abschluß gebracht worden. Der Regierungsvertreter teilte mit, daß die gesamte Entschädigungssumme, die endgültig mit den Vertretern der befreundeten Mächte für die Ansprüche ihrer Staatsangehörigen festgesetzt worden sei, 69,550 Pfund Sterling betrage. Es sei wenig Anlaß vorhanden, zu bezweifeln, daß eine große Anzahl von den Personen, die Ansprüche erheben, Ungerechtigkeiten und Verluste erlitten hätten, obwohl sie nicht im Stande seien, auf gleichmäßigem Wege ihre Forderungen zu erhärten. Das Übereinkommen sei von den meisten Mächten angenommen worden; ihm sei es fast sicher, daß, wo das Übereinkommen noch nicht angenommen worden sei, dies doch bald geschehen werde. — Der Vorsitzende Milvain gab dann dem Gedanken Ausdruck, daß das Vorgehen der Regierung nicht als Sache des Rechts, sondern als Akt der Gnade betrachtet werden sollte. — Die Entschädigungsansprüche von aus Südafrika ausgewiesenen Personen sind folgendermaßen festgesetzt worden: An Deutschland werden 30,000 Pfd. Sterl. gezahlt, an Österreich 15,000, an die Vereinigten Staaten 6,000, an Belgien 800, an Dänemark 250, an Rußland 4,100, an Italien 12,000, an Spanien 150, an Schweden und Norwegen 1,000 und an die Schweiz 250 Pfd. Sterl. Wahrscheinlich werden die ausstehenden Entschädigungsansprüche von französischen und niederländischen Staatsangehörigen durch diplomatische Abmachung festgesetzt werden.

Daß es der englischen Regierung als ein Gnadenakt vorkommt, wenn sie thut, was ihre sittliche Pflicht ist, kann uns nicht wundern; denn wenn sie thut, was ihr die sittliche Pflicht abrä, nennt sie es einen Akt der Gerechtigkeit. Daß aber zwischen beiden ein Unterschied ist, wird man ihr gern zugeben wollen.

Übrigens sind nach der „Köln. Ztg.“ die Londoner Veröffentlichungen über Regelung der Entschädigung in Transvaal den Ereignissen, wie es scheint, vorausgerückt, denn noch sei nicht über alle Punkte endgültige Vereinbarung getroffen. Aus diesem Grunde scheint auch nicht angezeigt, jetzt schon auf Einzelheiten einzugehen. Die von England zugestandenen Pauschalsummen würden durch die einzelnen Staaten an deren Staatsangehörige verteilt werden.

**Kuba.** Auf dieser Insel, die früher Spanien gehörte und ihm durch den Krieg mit Nordamerika verloren ging, wird am 24. Februar die Wahl des ersten Präsidenten der kubanischen Republik stattfinden. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird als solcher Sernor Estrada Palma gewählt. Sowie die neue Regierung sich zusammenstellt hat, erfolgt die Räumung der Insel von den amerikanischen Truppen, mit Ausnahme der für Kohlen- und Marinfaktionen den Amerikanern vorbehaltenen Küstenplätze, wo keine Garnisonen stationiert bleiben.

## A l l e r l e i.

### Billiger Tadel.

Streng sein Blatt zu kritisieren,  
Pflügt so mancher Abonnente,  
Und dem Zeitungsmanne zu sagen,  
Wie er's besser machen könnte.

Doch nur wenige gibt es leider,  
Die bereit sind, allerwegen  
Stets ein gutes Wort für ihre  
Deutsche Zeitung einzulegen!

— Der Stellvertreter. Dienstmädchen? „Sind Sie verrückt, Johann, was geben Sie für Lüne von sich? ... was machen Sie überhaupt hier im Schlafzimmer? — Diener: „Nuhig; ich schnarche hier, damit die Herrschaften glauben, der junge Herr sei schon im Bett, er kommt nämlich diese Nacht nicht nach Hause!“

**Briefkasten.**

**Herrn Fr. Zimmermann.** Bis jetzt haben wir von Ihnen weder für den vorjährigen noch für den diesjährigen Jahrgang des „Klemens“ den Betrag erhalten. Wahrscheinlich hat man Ihren Auftrag vergessen. Wollen Sie bitte mal nachfragen.

Redacteur-Herausgeber J. Kruskinst.

**Magazin-Niederlage**

# Iwan Dawydow

Saratow, Moskauer Straße, unter dem Bezirksgericht.

—) Speziell (—)

## Farben, Lacke, Firnisse,

alle möglichen Pinsel und alles Zubehör für Kunstreich.

Preiskurante und Auskünfte unentgeltlich.

Die Preise sind auf alle Waren außer Konkurrenz.

**Erste Dampf-Farbenfabrik**  
des Handelshauses

## „A. S. Popow u. J. J. Kotschetkow“

in Saratow.

Farben, Lacke, Firnisse, Pinsel und Drogueriewaren  
bester Qualität und zu billigen Preisen.

Auf der Saratower Distriktausstellung im Jahre 1899 eine  
—) goldene Medaille. (—)

Handel in Saratow: Верхний базаръ. Петро-Павловскій  
корпусъ. Telephon № 242.

Preislisten auf Verlangen unentgeltlich.

**Spezieller Magazin**  
mit

Farben, Lacken, Firnissen,  
**Droguerie-**  
und **Schiffswaren**  
und  
allem Zubehör für Maler.

**Pawel Petrowitsch**  
**Aforow**

**Klein- u. Großhandel**  
**Saratow,**  
Moskauer Str., unter dem  
Bezirksgericht.  
**Telephon № 511.**

**Schreibutensilien-Niederlage**

**A. J. Fedin**  
u. **B. J. Pokroweki**

Alexanderstr., Haus 1110, zwi-  
schen des Theaterplatzes u. der  
Deutschen Str. №.

**Telephon № 422.**

**Fensterglas der Fabrik**  
**B. A. Paschkow**

im Magazin **J. J. Pell**  
Saratow, 2. Stabko-pus, Moskauer  
Str., zwischen der Nikolsk. u. Alexand.

**Spezieller Handel**  
mit böhmischen, halbweißen u. mat-  
tem Glas. Ebenso ist stets zu haben:  
Farben-Mischer- u. Spiegelglas, Spie-  
gel verfert. Fabriken, Diamanten zum  
Glascschneiden, Oekonomiefächchen aus  
Guss, Bilderrahmen, Bilder, Lam-  
pengläser u. Dichte.

**Klein u. Großhandel.**  
Alles zu Fabrikpreisen.  
Telegraphendirektor Saratow. Off.  
**Telephon № 459.**

**Die Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie**  
in Frankreich

beehrt sich, die Herren Mühlenbesitzer zu benachrichtigen,  
daß sie den Alleinvertrieb ihrer

# Mühlsteine

für die Gouv. Saratow, Samara, Simbirsk und Astra-  
chan ihrem Vertreter Hrn. Alexander Borell in Saratow  
übertragen hat, und bittet bei Bedarf sich an denselben un-  
ter folgender Adresse zu wenden: Саратовъ, ул. Большая  
Сергиевской и Соляной ул., свой домъ „Магазинъ  
Сарпьяновъ.“

**Den Herren Mühlenbesitzern zur aest.  
Beachtung.**

Nachdem ich die Mühlsteine der Firma

## Grande Sociéte Meuliere Dupety et Cie

IN FRANKREICH

mit bestem Erfolg als erster in den Gouv. Saratow, Sa-  
mara, Simbirsk und Astrachan eingeführt, haben sie wegen  
ihrer vorzüglichen Eigenschaften allseitige Anerkennung ge-  
funden und stehen konkurrenzlos da. Ich übernehme jede Ga-  
rantie für die Güte derselben und bin bereit, falls sich bei  
einem Mühlstein irgend welcher Mangel herausstellen sollte,  
denselben gegen Rückzahlung des Betrages und Vergütung  
der Fracht zurückzunehmen. Auch führe ich aus erster Hand  
direkt aus dem Auslande von den Fabriken Leder-Hamel-  
haar- und sonstige Riemen, sowie Instrumente zum Be-  
hauen der Steine (Bissen) und Seidencylinder, zu folgen-  
den Preisen:

23 Werst. breit.	19 Werst. breit.	23 Werst. breit.	19 Werst. breit.
Preis pro Arschin	Preis pro Arschin	Preis pro Arschin	Preis pro Arschin

№ №		№ №	
0—00	2 R. — R.	1 R. 80 K.	6 2 R. 60 K.
1.	2 " 10 " 1 " 90 "	7 2 " 70 "	2 " 50 "
2.	2 " 20 " 2 " — "	8 2 " 80 "	2 " 60 "
3.	2 " 30 " 2 " 10 "	9 2 " 90 "	2 " 70 "
4.	2 " 40 " 2 " 20 "	10 3 " — "	2 " 80 "
5.	2 " 50 " 2 " 30 "	11 3 " 10 "	2 " 90 "

Übersende auch per Post Lieferungen über 20 Rbl.  
auf meine Rechnung. Poßnachnahme, sowie Sendungen un-  
ter 20 Rbl. auf Kosten der Käufer.

Adresse: Саратовъ, Александру Андреевичу Борель на углу  
большой Сергиевской и Соляной, свой домъ.

Saratow, Ecke der großen Sergijew-u. Salzstraße im  
eigenen Hause, Sarpinka-Magazin unweit vom Abendmarkt.

Адресъ для телеграммъ: Саратовъ, Александру Борель.

## Alexander Borell.

Bitte nicht zu verwechseln mit  
Erlanger, welcher im Hause des  
Mehlhändlers Borell wohnt.